

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 241.

Samstag, 15. Oktober

1927.

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

(5. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Nora nimmt ihr Taschentuch vor den Mund. Mit einer Stimme, in der verschlucktes Lachen bebt, wendet sie sich, beherrschte Weltbame, an die Ratu. „Sie sind beneidenswert; Sie haben einen begabten Mann . . .“

Die kleine Ratu weiß, da sie deutsch angesprochen wird, einen Augenblick nicht Bescheid. Immerhin strahlt sie auf, und sagt auf holländisch: „Sie sind sehr gut, Mevrouw.“ Ihre Augen ruhen versonnen auf der Europäerin. Ein Gemisch von Gefühlen beherrscht sie. Rehmerdills Blick, der sich zuweilen an der deutschen Frau geradezu festsaugt, entgeht ihr nicht. Das Klappern des silbernen Deckelchens, jenes kleine schicksalhafte Geräusch, hatte die Ratu zusammenzucken lassen. Sie ist mit Antja befreundet. Ihr feines Räschen wittert Unrat; doch alle Schlüsse, die zu ziehen wären, sind noch wolkig. — „Der Raden“, fährt sie tapfer fort, „spricht sechs Sprachen.“

Nora mustert den munteren Herrn in seiner gebatikten Turbanlappe mit etwas respektvollerem Interesse. Die kleine Ratu folgt ihrem Blick und sagt fast entschuldigend: „Das kam ganz von selbst; er war jahrelang in Europa.“

„Nun“, meinte Nora, „dann hat er ja seine Zeit ausgenutzt.“ Paul spricht nur Englisch. Das hält er aber für gut.

„Es ist passabel“, murrte Erdbrink. „Man versteht mich.“ Alle lachen, doch weiß keiner so recht warum. Man ist von der Sonnigkeit des eingeborenen Pärchens angesteckt; das wird es sein. Und außerdem ist das Prinzip „Keep smiling“ bei der Unterhaltung wie Öl für einen Motor. Der Doktor beglückwünscht sich insgeheim zu seiner Idee.

Er verkündet: „Kusuma hat eine große Karriere vor sich. Hier kann er sich ausprechen; er ist hier auf ganz neutralem Gebiet . . . Bei uns ist alles gut aufgehoben, was?“ — Deine Rede neulich im Volksraad war glänzend.“

„Herr Kusuma ist so bescheiden“, zwitschert Frau Erdbrink. In der Tat: Kusuma hat sich vor lauter Bescheidenheit soeben erst die zweite landierte Mandel genommen und zerknuspert sie. Er scheint nicht willens, über sich selbst zu reden. Er macht eine Geste, die dies dem Doktor überläßt. „Sehr wichtig warst du“, sagt der Doktor. „Kein Mensch verübelt dir die Prästendenten-Seele, die neben der sozialdemokratischen in deinem Busen haust. Deine Welfenbestrebung mit Hilfe der Freistinnigen . . . das darfst du doch erzählen?“

„Du wirst es zwar ganz falsch erzählen“, sagt der Raden und senkt seine Lider auf halbmaß; „aber wer fällt dem Gastgeber gern ins Wort? — Wenn es deine Gäste amüsiert . . .“

„Wie bescheiden!“ seufzt Nora noch einmal; wendet sich aber, da sie ihren Blick von des Javanen schläfrigen Lid ertappt fühlt wie von einer Falle, ostentativ dem Doktor zu . . .

„Es ist im Volksraad“, verkündete Rehmerdill. „Der Oberstkommendierende verteidigt die Flottenovelle. Kusuma erhebt sich darauf und hält eine Rede, die gewiss europäischen Berufskollegen größte Ehre gemacht

hätte; eine Rede, man denke sich, die mit dem Passus beginnt: „Die seltsame Sorge, die den Vortredner bedrückt, scheint dieser mit wenigen in diesem Haus zu teilen . . .“ — Eine Rede, die von Sarkasmen trieft. . . . „Zählt eure Flotte selber“, ruft er, „wir geben kein Geld dafür her . . .“ Und dies von Kusuma, dem sequestrierten Sultan von Bantam, man denke sich, den ganzen Militärs und Buitenzorg-Chefs ins Gesicht gesagt, im blendendsten Parlamentsjargon . . . und dann den Höhepunkt! Als jemand die Möglichkeit von Krieg erwähnt, ruft er: „La guerre . . . c'est une affaire trop sérieuse pour la laisser au militaire!“ — Ruft er aus und seht sich. Prägt ein neues nie dagewesenes Schlagwort, wischt sich den Schweiß ab und schweigt. Verblüffung, But. Lachen links. Und das Flottengesetz fällt durch . . .“

Alle applaudieren. Erdbrink schmunzelnd, wendet sich mit plötzlich erwachtem Interesse dem Raden zu. Nora sitzt, halb zu Rehmerdill gedreht; geschützt vom drüben beginnenden Gespräch zwischen den Männern, spricht sie leichthin, etwas gedämpft: „Ihr javanischer Freund hat es hinter den Ohren . . . Sie haben ihn ausgezeichnet kopiert . . .“

Sie wirft dem Doktor einen schnellen Blick zu; streichelt ihn gleichsam mit dunkler Wimper. Noch vermeidet er es, sie zu betrachten. Er erwidert nachdenklich: „Oh, wir haben manches Mal zusammen gelacht; — über die „Unterlegenheit der bellenden Krämer“ zum Beispiel — so drückt Kusuma sich aus — der „schleichenden Beharrlichkeit des Ostens gegenüber, die sich sucht zum Sieg hindurchzuringeln“. . . . Stück nach Stück würden die Volksraadsmänner ihre Unabhängigkeit einheimen, wie man „Manggafrüchte mit dem Ketscher heimse“. . . . So gibt es da eine Geschichte von Propaganda in seinem Stammbuch, wo er mit Impfkommisionen arbeiten ließ . . .“

„Das ist nicht interessant“, schneidet ihnen plötzlich überraschend der Raden ins Gespräch. Er wirft dies so nebenhin über den Tisch.

Rehmerdill blickt erstaunt auf. Doch schon führt der erstaunliche Mann einen für Erdbrink begonnenen Satz ruhig zu Ende.

Das kleine Beto bleibt in der Luft hängen: winziges Bliken und Verschwinden einer Klaue.

Der Doktor und Nora sehen sich an. Es dauert nur einige Sekunden, doch es genügt für beide, um zu ahnen, woran sie sind.

Sie werden belauscht. — Schon jetzt.

Rehmerdill lacht, schenkt ein und findet ein anderes Thema, was nicht mit dem Raden zusammenhängt — Djodot, den Gibbon. — Doch in Noras Augen sieht tastende Neugier, mit ein wenig nervösem Schreck gemischt.

Jetzt, da jemand kleine kontrollierende Gebärden macht des Inhalts: „Ihr sprecht miteinander . . . Darf man fragen, worüber?“ — kommt es scheinbar ganz zusammenhanglos zum Vorschein, daß sie einander ganz nah sind, verhängnisvoll nah . . . Wo steht die Ursache? —

Ist es (Gott verzeih' es seiner dumpfen Eitelkeit) der Raden, der sie stört? — Ist es Erdrbrink, der Mann, dessen Frau Veronal nimmt? — Oder ist es die kleine Ratu, die sich mit der ganzen Zierlichkeit ihrer Rasse steif im westlichen Sitz aufrecht hält und dem Ende dieses Abends entgegenlächelt . . . ?

„O Katharina . . .“

Der langjährige Chefkoch und jetzige Manager des „Des Indes“, Herr Salbeiblatt, steht, Hände im Rücken verkettet, in der Vorhalle und gibt trotz sanfter Aussprache abgehaltene Befehle an die geschäftigen weißgekleideten Sundanesen, die ihn umschwirren.

Bildhaft betrachtet, gleicht er Bonaparte: die steifgestärkte Leinenjacke mit dem hochgeschlossenen Kragen, jene hemdersparende Tropenuniform, umpanzert ihn, wie die Schale einen Weichkrebs. Er hat ein rundes Gesicht mit edlen Zügen und einen Frauenmund. Sein blonder Kopf ist rasiert, und obwohl die dunkelbewimperten farblosen Augen das Bühnenhafte stärken, verwässern sie den Gesamteindruck, weil sie vor jedem Herrenbild abirren. Dazu kommt der Spiegelschimmer seiner Haut gleichmäßig überall verteilt, wo die barmherzige Uniform ihn nicht verhüllt.

Ist auch ein früheres Leiden Salbeiblatts ungewöhnlich diskreter Natur gewesen, so ist die Anhänglichkeit an seinen damaligen Arzt mächtig zurückgeblieben — für seine Natur allzu mächtig. Er kann sie nicht stillvoll bändigen; der „Manager“ verdunstet aus seinem Gehäusen. Langjährige Komposition anspruchsloser Gerichte hat zudem sein an sich konzilientes Wesen gesteigert und mit einer Süße übersättigt, die schwer erträglich ist. Gemessen und doch eilend tritt er ans Auto heran, beide Hände vorgestreckt.

„Herr Doktor Rehmerdill“, spricht er melodisch, etwas stotternd vor so viel Glück — „ich darf Sie begrüßen — nein — welch unerwarteter Besuch — Gott, als ich denke . . .“ Mit diesem letzten Ausruf legt er gespreizte Finger vor den Mund und betrachtet den Arzt mit einer Miene verschämter Schelmerei . . .

„Es heißt „wenn“, und nicht „als“, sagt Rehmerdill kurz angebunden. Er ist ausgestiegen; dem ihm folgenden Manager voran schreitend nimmt er die paar Stufen zu den Cocktaillischen.

„Immer so streng, Herr Doktor! — Gott . . .“ atmet es in seinem Rücken. Rehmerdill dreht sich brüsk um und sagt scharf: „Lassen Sie die Faren, Salbeiblatt. — Wo ist der bestellte Estradentisch?“

Sofort wechselt des Guten Schelmerei mit jachlicher Würde. Er ist indigniert. Er schnaubt leise aus der römischen Nase und bemerkt: „Sie mißkennen mich, Herr Doktor. — Ich bitte hier — Tisch sechzehn.“ Er arrangiert mit wegwerfender Bewegung, unter Schonung des geschmückten Heinen Fingers, einige farminrote Hibiskusblüten auf der sorgfältig ausgelegten Tafel. — Lang gewinnt er's aber nicht über sich, zu grollen; sein Plauderton bricht durch und er fragt, weiterzuspöndelnd: „Es sind deutsche Herrschaften, die Sie erwarten?“

„Großhändler Erdrbrink mit Frau, Mijnheer Heyermans — vielleicht noch andere.“

„Ah — Herr Doktor . . .“ Wieder führt er die gespreizten Finger an den Mund. „Sie scherzen: wirklich ein Großhändler? — Nun, das ist besser als ein Kleinhändler.“ Und nach diesem unsagbar platten und unangebrachten Witzchen wandelt er mit einer Verbeugung weiter . . .

Boys, längst von ihm entandt, kommen schon mit Glas und Flasche, jedes einzelne Ding getrennt auf Tabletten balancierend. Rehmerdill bestellt sich einen „Martini“ und dann noch einen. Es ist ganz ungewöhnlich, gegen alle Naturgesetze, daß er sich zu so früher Abendstunde (es ist kaum acht) und in so prächtigem Rahmen Cocktails gönnt. In der Ferne, auf dem weiten Tanzparkett, steht Salbeiblatt wie der Turm eines Scheinwerfers im Roten Meer und wirft ihm einen berechnenden, trotz leichter Gefränktheit fleghaften Blick zu . . . Denn Salbeiblatt wundert sich ein wenig. „Gott“, denkt er

und die kleine Amorette, die im Panzer seines Busens sitzt, seufzt auf — „als ich sage . . . Der Doktor hier im „Des Indes“!“ Er bleibt andauernd neugierig und die scheinhläufige Sieghaftigkeit seiner Blicke ruht auf den Eingängen, bis die Gesuchten auftauchen. Da wird der Leuchtturm lebendig und geht ihnen, runde Arme schwenkend, schnurstracks entgegen. Sein Busen hebt sich. Er näherte sich dem großen Gast auf Flüsterweite.

„Mijnheer Erdrbrink?“

„Der bin ich“, sagte der große Mann.

„Darf ich bitten — Tisch sechzehn —, Herr Doktor warten bereits.“

„Es ist gut“, sagt der große Mann.

Nichts gleicht der von Respekt gedämpften Berechnung, mit der Salbeiblatt die Frau mustert. „Sehr europäisch“, denkt er, — „sehr eigenartig.“ — Und als er das gedacht hat, merkt er, daß man ihn nicht benötigt und zieht sich auf seinen Scheinwerferposten zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Letztes Leuchten.

Der Bäume bunte Blätterzier verweht
Im Windeswehen, und auf nebelseuchten
Waldwegen schimmert weich das Moos. Es fliehet
Im Gartenbeet der Asten letztes Leuchten.

Ein Vogelstift, metallisch und voll Glanz,
Verliert sich — eine antwortlose Frage.
Es weilt des Weihers sommergrüner Kranz
In milden Händen — eine stumme Klage.

Des Himmels Atlasseide spannt so blau,
So warm umarmend sich um abschiedwunde
Gebreite, und die Hand der Sonnenfrau
Streut Gold in eine stille Sterbestunde.

Franz Mahle.

Ein Tagebuchblatt des Tockels Männe.

Von Joachim Toll.

8.30. Ich liege in der warmen Morgensonne und bin sehr müde. Minna hat mich aus Frauchens Bett gelagt. Das werde ich ihr nicht vergessen. Sie hat mich ein dreifaches Hundevieh genannt. Und dabei hat sie mich erst vor drei Tagen gewaschen. Mit Seife und Bürste sogar. Das vergesse ich ihr auch nicht. Ich weiß schon, wie ich sie ärgern kann: Ich stehle ihr einen Knochen aus der Küche. Oder ich schlede ihr die Milch aus. Ich kann sie nicht leiden, diese unangenehme Person, diese Minna!

8.42. Mir ist etwas Besseres eingefallen. Ich will gleich hingehen.

8.57. Es hat glänzend geklappt. Zuerst bin ich durch den Garten gegangen. Weil es in der Nacht geregnet hatte, war der Boden schön feucht und blieb an meinen Pfoten hängen. Dann bin ich auf den Rasenplatz gelaufen, wo Minna die Wäsche zum Bleichen ausgebreitet hatte, und bin über die Beistühle und Tischtücher gerauscht. Immer hin und her und ganz schnell. Das hat viel Spaß gemacht, weil man meine Spuren so schön sehen konnte. Dann ist Minna gekommen und hat laut geschrien. Ich bin in den Bühnenstall gelaufen und habe die Dühner gelagt. Es war ein großer Lärm, und Minna hat gerufen, wenn sie mich erwischte, dann . . . Aber ich lasse mich nicht erwischen!

9.14. Minna hat mich doch erwischt! Ich war in der Sonne eingebräunt, und da hat Minna sich leise herangeschlichen. So hinterlistig ist sie immer. Sie hat mich verhauen. Ich habe laut gelaugt, bis Fräulein Else gekommen ist. Sie hat mich in Schutz genommen und hat gelacht, als Minna ihr erzählte, was ich getan hätte. Und daß sie alles noch einmal waschen müßte. Fräulein Else hat gesagt, ich dürfte so etwas nie wieder tun. Ich habe gewedelt und sie angeguckt. Da hat sie mich auf den Arm genommen: Ich wäre doch ein liebes Kerlchen! Ich glaube, Minna hat sich sehr geärgert.

9.32. Ich mag Fräulein Else gern leiden. Noch lieber als Frauchen. Wenn ich „hübsch“ mache, sagt Fräulein Else immer, was ich für ein goldiger Schlingel wäre, und gibt mir ein Stück Zuder. Ich mache sehr oft „hübsch“. Herrchen meint zwar, ich dürfte nicht so viel Süßes haben. Er ist, glaube ich, ein wenig geizig. Aber ich komme ganz gut mit ihm aus. Nur neulich, als ich seine Hausschuhe zerissen hatte, war er sehr müde. Fräulein Else hat mich beschützt.

Sie ist ein prächtiges Mädchen. Ich will einmal sehen, was sie macht.

9.58. Fräulein Else hat einen Brief bekommen. Von Herrn Egon. Er schreibt, daß sie sich um 11 Uhr treffen wollen, und er hätte sie lieb. Fräulein Else war sehr glücklich. Sie hat gesagt, ich dürfte mit ihnen gehen. Darauf freue ich mich, denn Herr Egon ist ein feiner Mann. Er bringt uns immer Blumen und Konfekt mit. Aus den Blumen mache ich mir nichts, aber die Bonbons schmecken fein. Dabei fällt mir ein, daß ich noch nichts gegessen habe. Ich werde in die Küche gehen.

10.16. Minna hatte natürlich alles verschlossen. Seitdem ich ihr die Bratensoße aufgeschleckt habe, ist sie sehr vorsichtig geworden. Nur mein Napf stand da. Aber ich kann dieses fade Zeug nicht riechen. Ich habe mir ein paar Kartoffeln geholt.

10.32. Das Fell, das vor dem Klavier liegt, habe ich zerstückt. Es hat mich schon immer geärgert. Ich bin gespannt, was Frauchen zu dieser Überraschung sagen wird.

10.40. Fräulein Else kommt und holt mich. Sie hat sich fein gemacht. Ich freue mich!

12.47. Wir sind wieder da. Es war wunderschön. Wir waren im Walde, wo es ganz einsam ist. Fräulein Else und Herr Egon haben sich oft geküßt. Deshalb haben sie nicht auf mich achten können. Ich bin immer im weissen Laube umhergeirrt und habe einen toten Vogel gefunden. Er hat sehr gut geschmeckt. Besser noch als Herrn Egons Bonbons. Auf dem Rückweg fand ich ein Beringsskelett. Das war schon halb verwest und noch ganz prächtig. Ich habe mich ordentlich darauf herumgewälzt. Hoffentlich kommt Herrchen bald zum Essen. Ich habe Hunger.

1.35. Beim Mittagessen hat Herrchen immer geschnuppert und gesagt, es röche ja abscheulich. Besonders, wenn ich in seine Nähe kam. Frauchen wußte auch nicht, woher der Geruch kam. Fräulein Else hat es gewußt. Sie ist sehr rot geworden. Nachher hat sie mich abgerieben und Wasser auf mein Fell geossen. Das Wasser roch gar nicht gut. Auf der Flasche stand „Eau de Cologne“. Der Bering roch viel schöner.

2.00. Frauchen hat das zerstückte Fell entdeckt. Sie hat geschimpft und mir ein paar gelangt. Fräulein Else hat mich getröstet.

2.21. Ich weiß nicht, mir geht es gar nicht gut. In meinem Bauche rumort es immer.

2.27. Mir ist sehr, sehr übel. Sollten mir die Kartoffeln, das Fell, der Vogel und die Bonbons nicht bekommen sein?

2.49. Jetzt ist mir wieder etwas besser. Ich hatte einige Haare vom Fell und ein paar Federn vom Vogel in meinem Magen. Nun sind sie draußen...

3.24. Tante Anna ist gekommen. Sie will mit uns Kaffee trinken. Ich mag Tante Anna nicht leiden. Sie hat mich einmal auf den Fuß getreten. Und das merkt man. Tante Anna wiegt zwei Zentner. Sie hat sich nicht entschuldigt. Sie hat nur gesagt: „Was steht der krummbeinige Rötter hier im Wege!“ Den „krummbeinigen Rötter“ tränke ich ihr ein!

4.06. Beim Kaffeetrinken bin ich Tante Anna auf den Schoß gesprungen. Gerade, als sie die Tasse am Munde hatte. Die Tante war furchtbar erschrocken und hat sich verschluckt. Die Tasse hat sie fallen lassen. Ich bin auch ein wenig naß geworden, aber Tante Annas Bluse war hin. Sie war ganz braun von Kaffee. Tante Anna hat geschimpft und Frauchen auch. Fräulein Else hat mich vor die Tür gesetzt. Ich dürfte doch so etwas nicht tun! Ich habe „hübsch“ gemacht.

4.42. Es ist erschrecklich langweilig. Ich werde ein wenig schlafen.

5.30. Ich will mich durch den Zaun in den Nachbargarten schleichen und „Dere“ besuchen. „Dere“ ist ein entzückendes, ein bezauberndes Geschöpf! Ich liebe sie!

6.12. Es ist mißglückt. „Deres“ Herrchen hatte mich gesehen, als ich durch den Zaun schlüpfte. Was muß er den ganzen Tag im Garten herumfaulenz?! Er sollte lieber arbeiten! Wie ich nun auf „Dere“ zuschwänzelte, kam er leise heran und gab mir einen Eimer Wasser über das Fell. So schlecht sind die Menschen! Er hatte gut gezielt, und ich war plattsnach. Ich konnte ihm noch schnell ein Dosenbein zerreißen, dann mußte ich flüchten. Er holte eine Harke.

6.33. Der Nachbar war hier und wollte seine Dose erspekt haben. Er hat großen Lärm gemacht. Hunde, wie ich, gehörten an die Leine, ich müßte einen Maulkorb tragen, und die Dose hätte fünfzig Mark gekostet. Fräulein Else hat gesagt, wie er dazu käme, mich naß zu gießen?! Er sollte lieber den Zaun klettern. Da ist er weggegangen. Sein Schnurrbart zitterte vor Wut.

6.48. Sie haben mich eingesperrt. Weil ich unartig gewesen wäre. Ich heule. Zwischen durch überlege ich, wie ich mich an dem Nachbarn rächen kann. Vielleicht grabe ich morgen seine Rosenstöcke aus. Warum blamiert er mich so vor „Dere“!

Der Rächer seiner Ehre.

Von P. v. Kehren.

Harry hatte soeben in der Schreibmappe seiner Frau einen Brief gefunden, der ihm den unzweifelhaften Beweis gab, daß sie ihn betrog.

Milda war ausgegangen. Er hatte sich ein Buch aus ihrem Bücherschrank holen wollen, und dabei sah er ihre Schreibmappe aufgeschlagen auf dem Schreibtisch liegen. Einer neugierigen Regung nachgebend, blickte er hinein. Was mochte die kleine tolette Frau darin aufbewahren? Und da fand er denn den Brief.

Es war sehr unvorsichtig von Milda gewesen, ihn so offen liegen zu lassen. Aber Milda war eben unvorsichtig und sehr zerstreut. Das Stubenmädchen hatte fortwährend mit Nachräumen zu tun, und alle Augenblicke verlor Milda ihre Handtasche, ihren Schirm und ihre Taschentücher.

Harry war natürlich wütend. Hatte er das um sie verdient? War er nicht der aufmerksamste und treueste Gatte? Und dann handelte sie so, so... Es gab gar keine Bezeichnung dafür. Was sollte er aber nun tun?

„Natürlich werde ich mich furchtbar rächen“, sagte er sich. „Meine Ehre ist durch dieses Weib in den Rot getreten, und das Laster darf nicht triumphieren. Ich werde hingehen, mir einen Revolver kaufen und zuerst sie und ihren Liebhaber töten und dann mich selbst.“

Er hatte noch nie einen Menschen getötet, aber jetzt malte er es sich mit einer wahren Wollust aus, wie das sein müßte: zwei blutige Leichen, zerschmetterte Schädel — oder ein Schuß ins Herz, und die Schuldigen liegen da, starr und bleich. In den Zeitungen würde es stehen, die Verwandten würden es alle erfahren, und Milda verabscheuen, besonders, wenn er dann hinterher sich selbst...

Aber war es nicht vielleicht noch besser, den Nebenbuhler zum Duell zu fordern? Solche Schulte schob man freilich einfach tot, wie Hunde, aber wenn sie sich duellierten und er erst seinen Gegner und dann sich selbst, war Milda blamiert. Und welche Gewissensbisse würde sie haben, ihr ganzes Leben hindurch. Sie würde langsam und qualvoll dahinsiechen; denn sie war zwar oberflächlich, aber nervös und sehr furchtsam. Immer würden die blutigen Leichen sie verfolgen.

Wie, wenn der Gegner aber nun ihn erschoss? Die Möglichkeit war da.

Dann würde Milda blaß und von Gewissensbissen gequält, hinter seinem Sarge hergehen, von allen verachtet...

War sie es aber auch wirklich wert, diese Milda, daß er ihretwegen starb? Und was hatte er davon, wenn er tot war und die Qualen des treulosen Weibes nicht mehr mit ansehen konnte?

„Ob ich ihn nicht doch lieber einfach erschieße?“ überlegte er. Aber dann wird man mich verhaften und ins Gefängnis bringen. Wenn ich auch die ganze Gemeinschaft der Handlungsweise der beiden vor Gericht aufdecke, man kann doch nicht wissen, wie die Richter urteilen würden. Und um dieses Weibes willen im Gefängnis, vielleicht gar noch im Zuchthaus... sitzen zu müssen... Und wer weiß, vielleicht verstand sie es dann, ihn als den allein Schuldigen hinzustellen und lachte ihn womöglich noch hinterdrein aus.

Nein — das alles geht nicht. Ich werde weder sie, noch ihn, noch mich töten. Ich muß etwas Vernünftiges tun. Ich werde einen standalösen Ehescheidungsprozeß anstrengen.

Aber, aber — wenn er ihn auch gewann...

Milda besaß das ganze Vermögen, und es war im Ehevertrag ausgemacht, daß sie es behielt, wenn sie von ihm geschieden würde.

Er seufzte. Er war nicht wohlhabend und hatte vor seiner Heirat hart arbeiten müssen. Sein hübsches Gesicht, seine Gewandtheit im Tanzen und Tennisspielen und nicht zuletzt sein Alter, vornehmer Adelsname hatten es der kleinen reichen Kaufmannstochter angetan. Und nun — er hatte sich an all den Luxus, der ihn jetzt umgab, gewöhnt. Es würde ihm sehr schwer fallen, ihn wieder zu missen.

Vielleicht stellte er Milda nur zur Rede, hielt ihr den Brief vor, drohte...

Aber wie, wenn sie den Spieß umdrehte, wenn sie von ihm ging?

Draußen hörte er eine Tür gehen — dann Lachen und Sprechen... Mildas Stimme. Sie war nicht allein, wie es schien, hatte sie eine Freundin mitgebracht.

Unschlüssig hielt er den Brief noch eine Weile in der Hand.

Nein, das alles ging nicht. Das Beste war, er sagte nichts. Und hastig legte er den Brief wieder in die Schreibmappe zurück und verschwand im Nebenzimmer.

